

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 182 (2014)
Heft: 39

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

ALBINO LUCIANIS WEG ZUM MARTYRIUM JOHANNES PAULS I.

Die fünf offenen Stunden des Todes von Johannes Paul I. zwischen 22 Uhr und drei Uhr in der Früh vom 28. auf den 29. September 1978 fordern uns seit 16 Jahren einmal mehr zur Nachtwache heraus.

Ein Blickfang mag genügen, um über 712 Jahre hinweg Erstaunliches zu entdecken: Das vom Florentiner Maler Cimabue, eigentlich Cermi di Pepe, vermutlich zu Beginn des 13. Jahrhunderts gemalte Bild zeigt Franz von Assisi – mit dem einen Auge lächelnd und dem andern eher traurig – genau so, wie dies aus einer sehr seltenen Fotografie von Albino Luciani – dem zweiten der drei Päpste des Jahres 1978, nur 33 Tage im Amt – herausgelesen werden kann. Wurde Johannes Paul I.

auch bald für alle, die ihn oberflächlich kennen lernten oder auch nur von den Medien her kannten, weltweit als «der lächelnde Papst» bezeichnet, so zeigt dieses eine – sehr seltene Bild – einen völlig andersartigen Papst. Wobei freilich die erhebliche Gefahr besteht, dass man etwas hineinprojiziert, das von andern nicht wahrgenommen wird. Doch selbst in dieser vielleicht täuschenden Hinsicht sagen beide Bilder – das uralte Gemälde (in Assisi zu sehen) und die Fotografie des nur 33 Tage währenden Pontifikates – etwas Wichtiges aus: Johannes Paul I. sträubte sich – so gut er konnte – gegen die Beförderung vom Patriarchen von Venedig zum Papst. Als Albino Luciani (was wenige wissen und was noch weniger bedacht wird), der bereits

561
JOHANNES
PAUL I.

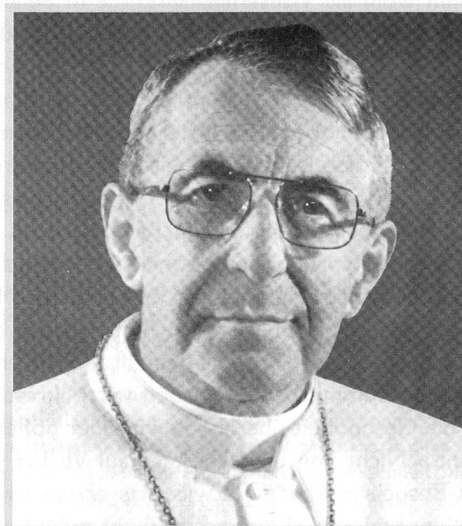
564
LESEJAHR

565
50 JAHRE RPI

569
KIPA-WOCHE

573
MINDER-
HEITEN

574
AMTLICHER
TEIL



Dr. Victor Willi, langjähriger Rom-Korrespondent von Radio DRS und Journalist für viele Zeitungen, beschäftigt sich auch nach seiner Pensionierung mit der katholischen Kirche und Zeitfragen.

¹ In der ersten und einzigen Audienz betrat Johannes Paul I. mit Ministranten und irgendwelchen Monsignori den Saal und – kaum auf seinem erhöhten Sitzplatz – erzählte uns Vatikanisten und Korrespondenten aus aller Welt, am allerliebsten wäre er Journalist geworden, doch dann sei etwas dazwischengekommen. Bei der Beschreibung eines Menschen sollten wir auf das Wesentliche achten, nicht auf die Grösse der Schuhe und die Farbe der Strümpfe. Zufällig – wenn es in den wichtigen Angelegenheiten eines Lebens einen Zufall gibt – hatte ich zuvor in einer venezianischen Zeitung gelesen, dass der Papst dieses Beispiel nicht von ungefähr wählte. Es bezog sich auf eine wahre Begebenheit. Ein Journalist spottete über die abgetragenen viel zu grossen Schuhe, «wie Gondole», und die unterschiedliche Farbe der Strümpfe von Albino Luciani, als dieser erstmals als Patriarch von Venedig in die Sankt-Markus-Kirche einzog. Davon sagte der Papst in der Audienz kein einziges Wort. Für mich war es ein weiteres Beispiel, wie der auch bei andern Gelegenheiten völlig aus dem Rahmen fallende Papst («Gott ist Vater, mehr noch ist er Mutter») scheinbar nebenbei etwas Wichtiges verständnisvoll, nicht kritisch-verurteilend erklärte, eine seiner vielen wichtigen Botschaften während bloss 33 Tagen!

² Mit von vielen zuverlässigen Quellen bestätigten 100 von 111 Stimmen besser als die meisten seiner Vorgänger, was uns die Memoiren des ehemaligen Kurienkardinals Jacques Martin (vgl. «Mes six papes, souvenirs romains», Edition MEME, Paris 1993, 210 ff.) offenbaren. Damit war Johannes Paul I. der seit Jahrhunderten am schnellsten

im dritten Urnengang weit über die erforderliche Zweidrittelmehrheit hinaus gewählt wurde, diese Wahl im ersten Anlauf nicht annahm, sagte er mit der ihm eigenen eindrücklichen journalistischen¹ Ausdrucksweise: «Con questa pasta non potete fare un pane» («Aus diesem Mehl könnt ihr kein Brot backen»).

Diese anfängliche Nicht-Annahme der Wahl, die erst im vierten Wahlgang überwunden werden konnte, führt uns zurück ins Jahr 1935, genau zum 8. Juli 1935, als der Seminarist Albino Luciani gegen seine eigenen Bedenken – ermuntert durch seinen Beichtvater (vermutlich Don Caio) – angehalten wurde, trotz aller Bedenken mit der Priesterweihe die Verantwortung der Seelsorge auf sich zu laden.

Die ausgeprägte Bescheidenheit ebnete die Wahl gegen seinen Willen

Der lange Weg vom Seminaristen zum Seelsorger, zum Dorfpfarrer, zum stellvertretenden Seminardirektor, zum Bischof von Vittorio Veneto, zum Patriarchen von Venedig und schliesslich zum Bischof in Rom trägt den Stempel des Zweifels und des Verzichts. In der Tagebuchnotiz stehen die unmissverständlichen Sätze: «Ich sagte dem Beichtvater, dass ich mich nicht vorbereitet fühle, auch zu jung, um Priester zu werden. Er antwortete: «Mein Sohn, es ist Gott, der dich gerufen, der dich erwählt hat. Du kannst dich weder verweigern noch zurückziehen. Das Einzige, was du tun kannst, ist, ein Heiliger zu werden. Du musst nicht an die grossen Dinge, die dich erheben, denken. Sie sind Ausdruck der Eitelkeit ...»»

Albino Luciani gehorchte und mag es spätestens bereit haben, als er – einmal Priester – vom Patriarchen von Venedig, Angelo Giuseppe Roncalli, 1958 zum Bischof von Vittorio Veneto auserkoren wurde – trotz der Bedenken von Nahestehenden, Albino Luciani sei häufig krank, es sei ihm wohl als Vizeseminardirektor in Belluno. Nach seiner Art humorvoll und tiefgründig erklärte der Patriarch: «Dann stirbt er halt als Bischof.» Der kurz nachher zum Pontifex erkürte Johannes XXIII. spürte über den tiefgründigen Humor hinaus die grosse Bescheidenheit Albino Lucianis.

Desgleichen wusste Paul VI. genau, was er elf Jahre später tat, als er auf Bedenken des Bischofs von Vittorio Veneto, von seiner Wahl zum Patriarchen abzusehen mit der Begründung «Meine Stimme wird immer schwächer, und mit der Gesundheit ist es nicht gut bestellt», erwiderte: «Was die Stimme betrifft, haben wir Mikrofone, und die Gesundheit überlassen wir einer höheren Macht.» Nicht von ungefähr tat Paul VI. bei seinem Besuch in Venedig etwas, das er nie zuvor, in keiner anderen «Kardinalstadt», je getan hatte:

Vor allen auf dem Markusplatz Versammelten legte er Albino Luciani die päpstliche Stola um dessen Schultern. «Was tun Sie da, Heiliger Vater?», sagte der Patriarch von Venedig, «rot im Gesicht» vor Scham. «Ich weiss genau, was ich tue.» Diese besondere Auszeichnung mag neun Jahre später – am 25. August 1978 – bei der Wahl Albino Lucianis zum Oberhaupt der katholischen Kirche bereits im dritten,² nicht erst im vierten Wahlgang für die Kardinäle eine gewisse Rolle gespielt haben. Sie spürten: Der Bescheidenste unter uns muss zum Oberhaupt der von allen Seiten her schwer bedrängten Kirche erkoren werden.

Der Letzte wurde der Erste gegen seinen Willen

Seltsam: Sozusagen alles im Leben, vor allem auch im Sterben Albino Lucianis/Johannes Pauls I. – angefangen von dem im Ersten Weltkrieg erlittenen Hunger über sein Verbleiben-Können im Priesterseminar dank Don Caio,³ wahrscheinlich seinem Beichtvater, die Widerstände gegen seine Wahl als Seelsorger, Bischof, Kardinal und Papst und die fünf offenen Stunden vor seinem Tod am 28. oder 29. September 1978 entzieht sich der Erklärung, gar der Feststellung. Der Vatikan vertraute den Ärzten und nimmt an, der Vorvorgänger von Papst Franziskus sei kurz vor Mitternacht gestorben. Niemand kann aber bestreiten, dass er mit den «kruden» Worten der Nachmittagszeitung «Paese sera» einsam und verlassen wie ein Hund diese Welt verlassen musste, während die meisten andern Päpste umgeben von ihren Familienmitgliedern und höchsten Würdenträgern diese verlassen konnten.

Ausgerechnet dieses Römer Blatt war es denn auch, das – wohlverstanden zwei Tage vor dem Heimgang Johannes Pauls I. mit den Worten des Vatikanisten Lillo Spadini – auf die besonderen Nöte dieses Papstes aus den Bergen⁴ hingewiesen hat: «Er wollte den Papstberuf so schnell wie möglich erlernen, aber sozusagen niemand präsentiert ihm die Probleme auf zutreffende und selbstlose Weise. Meistens hört er schlecht reden über alles und alle ...». Zusammengefasst wäre die Lage mehr oder weniger folgende: Papst Luciani ist nicht gewillt, sich den ehemaligen Ministern von Montini blind anzuvertrauen.

Der Bischof von Belluno hat mir während des letzten Besuches des grossen «Centro spirituale Papa Luciani» in Santa Giustina unweit von Belluno erzählt: «Ich wurde von ihm zum Mittagessen eingeladen. Nicht von ungefähr gegen Ende der Mahlzeit betraten Vertreter des Staatssekretariats das Zimmer und wünschten die Zustimmung des Papstes für einen bestimmten Text. «Nein, ich will das genauso, wie ich es gewünscht habe, veröffentlicht sehen.» Diese Episode zeigt

te mir, wie Johannes Paul I. sehr resolut sein konnte.

Seltsam: Ende der 1980er-Jahre las ich in einer Luzerner Zeitung – vermutlich im «Vaterland» – eine mit Kurt Koch unterzeichnete Kolumne. Sie gefiel mir so gut, dass ich dem «Herrn wer auch immer» meine Zustimmung mitteilte. Dessen Reaktion war für mein ganzes Leben folgenschwer, denn der Herr Koch entpuppte sich als Professor, Dozent an der Theologischen Fakultät in Luzern. Er hatte mein Büchlein «Im Namen des Teufels?», Antwort auf Yallops Bestseller «Im Namen Gottes?» (in der englischen Erstausgabe ohne Fragezeichen!) gelesen und lud mich für eine Vorlesung über Johannes Paul I. ein.

Johannes Paul der Erste – eine franziskanische Papstgestalt

Nach dem Rücktritt Benedikt XVI. wünschte ich mir einen dritten Johannes-Paulus-Papst. Hatten sich die beiden Namensvorgänger – gut befreundet miteinander bereits als Kardinäle – nicht auf geradezu wunderbare Weise ergänzt? Der eine lediglich berufen, in 33 Tagen ein grosses Zeichen der Bescheidenheit und Liebe in gelassener Heiterkeit zu setzen, sein Nachfolger dann aber der zähe Wegbereiter zur friedlichen Beilegung des Kalten Krieges zwischen dem Westen und dem Osten zu werden?⁵ Als hätte sich auf diese Weise die göttliche Vorsehung erfüllen können?

Als Nachfolger des bereits dem Namen nach kraftvollen Karol Wojtyla aus Polen wünschte ich mir gleichsam eine Synthese zwischen der gleichzeitig auf Bescheidenheit und Durchschlagskraft bedachten, vielleicht nur auf diese Weise sich durchsetzenden, mehr als nur überlebenden katholischen Kirche.

Papst Franziskus – die Offenbarung

Noch erfreuter war ich aus naheliegenden Gründen über den Namen des neuen Papstes seit 18 Monaten – ausgerechnet Franziskus, so wie ich Albino Luciani/Johannes Paul I. als Menschen und als Papst empfand, empfinden durfte. Vielleicht darf der nächste Papst Johannes Paul III. heissen, was vielen Gläubigen und Nichtgläubigen zu denken gäbe, wer denn eigentlich der erste Johannes Paulus, der erste Papst mit einem Doppelnamen seit dem Apostel Petrus, gewesen ist. Einer, über den ich zur Eröffnung der Feierlichkeiten zum 60. Geburtstag von Bischof Kurt Koch zum Thema «Johannes Paul I. – Lichtgestalt des 20. Jahrhunderts und Wegbereiter für das dritte Jahrtausend nach Christus» sprechen durfte. Da schloss sich für mich, vielleicht auch für andere, der Kreis eines göttlichen Heilsplanes gleichsam hinter den Kulissen der sich stets verändernden, hoffentlich nicht tragisch endenden Weltgeschichte.

... und eine Hoffnung

Das Votum in der Römischen Bischofssynode vor der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils 1962–1965 unter Johannes XXIII.: «So lange ein Mensch auf dieser Erde verhungert, hat kein anderer – am wenigsten ein Christ – das Recht auf Luxus», bringt vielleicht mehr Menschen zur Besinnung, die Not der andern als ihre eigene Not zu empfinden ... empfinden zu müssen, weil Institutionen geschaffen werden, die uns Menschen nötigen, sich nicht mehr länger nur als Staatsbürger, Angehörige einer bestimmten Rasse oder Klasse, Religionsgemeinschaft im Gegensatz zu einer andern Religionsgemeinschaft, sondern als wirklich grundsätzlich gleich berechtigten Teil der Menschheit zu begreifen und ergreifen zu lassen. Das von unseren Vorvorfürern vollzogene oder geschenkte Mensch-Sein hat sich noch nicht zum Menschheits-Sein entwickelt. Dieser wirkliche Fort-Schritt steht uns noch bevor, dürfte aber viel mehr, als die meisten wenigstens impliziter glauben, mindestens in Sichtweite vorhanden sein.

Victor J. Willi

(Fortsetzung der Randspalte rechts)

Schweizergardisten – sah ich von der Arco-delle-Campane-Pforte einen vermeintlichen Monsignore – schwarz gekleidet ohne Insignien auf der Strasse gehen. Ich fragte ihn, ob ich ihn irgendwo hinführen könne. «Ja, sehr gerne, doch Sie müssen sicherlich nicht dorthin fahren, wohin ich möchte.» – «Ja, wohin denn?», wollte ich wissen. «In die Nähe der Via Veneto.» Da beging ich die lässlichste Sünde meines Lebens. Genau dort müsste ich hin, was gar nicht zutraf. Wir kamen in den Römer Stau. Voller Rotlichter, die zum Glück allesamt unbeachtet blieben. «Sehen Sie, Monsignore, die laufenden Übertretungen sind sehr vernünftig, sonst würde der Verkehr total zusammenbrechen. Unmöglich in der Schweiz, doch typisch für Italien.» Da erklärte mir der vermeintliche Monsignore: «Genauso wie in Polen.» Ich antwortete: «Das kann ja gar nicht anders sein. Ich war zwar noch nie in Polen, weiss aber, dass es in jedem fast ausschliesslichen katholischen Land zwei Autoritäten gibt: die Kirche und den Staat. Wird man von der einen Instanz verfolgt, bietet die andere den erforderlichen Schutz.» «Was haben Sie denn studiert?», wollte er wissen. «Soziologie, genau Kultursoziologie. Ich war Schüler von Alfred Weber.» «Und ich», sagte mein Weggefährte, «studierte bei einem Schüler von Max Scheler.» Dieser vermeintliche Monsignore war der Kardinal von Krakau, Karol Wojtyla, der zwei Jahre später zum Papst gewählt wurde. Davon hatte ich keine Ahnung. Während der Fahrt zur Via Veneto lernte ich den vorvorletzten Papst als rücksichtsvollen, nicht nur auf seinen eigenen Vorteil bedachten, liebenswürdigen Menschen kennen, der nicht die wohlverdienten Insignien der Kardinäle zur Schau stellte und zwei Jahre später, nach seiner Wahl zum Pontifex, den ob seines fremdländischen wahrlich nicht italienisch klingenden Namens keineswegs Begeisterten auf dem Peterstuhl gleichsam zum Trost von der Loggia herunter erklärte: «Ich komme von weit her, doch als Bischof von Rom bin ich ein Römer.» Worauf die zuvor Unzufriedenen dem neuen Papst aus Polen, dem ersten ausländischen Papst nach vielen Jahrhunderten, einen tosenden Beifall spendeten. Was Rhetorik alles vermag – ein Glück für die lang anhaltende Menschheit, wenn sie für eine gute Sache eingesetzt wird. Die Weltgeschichte kennt noch andere, höchst verheerende Beispiele.

gewählte Papst (ausser den zuvor mit Akklamation Erklärten). Im vierten Urnengang der Purpurträger gab es nur eine einzige Gegenstimme, nämlich seine eigene, die er dem brasilianischen Kardinal und Freund Aloisio Lorscheider schenkte. Er erhielt sich also umgekehrt als Konrad Adenauer, der zugegebenerweise mit seiner eigenen Stimme die Mehrheit der Bundestagsabgeordneten gewann. Daraufhin angesprochen, das sei doch nicht sehr elegant gewesen, erklärte der schlagfertige Kanzler der Bundesrepublik: «Der Beste musste gewählt werden!»

³ Musste der ehemalige Seminardirektor 104 Jahre alt werden, um es dem wohl ersten Biografen Alois von Euw, dem Dorfpfarrer von Morschach, im Buch «Mit den Bergschuhen geht man nicht in den Vatikan» (Rex Verlag Luzern 1979) mitteilen zu können? Dies gehört zu den vielen offenen geheimnisvollen Fragen im Zusammenhang mit dem Leben und Tod des Papstes aus den Dolomiten.

⁴ Genau aus Canale d'Agordo, heute ein immer noch von vielen, die Albino Luciani kannten, besuchter Wallfahrtsort! Wie auch das Haus in der Nähe der Pfarrkirche, wo Albino Luciani am 17. Oktober 1932 das Licht der Welt erblickte. Einer von vielen im Veneto Angesprochenen, wie sie damit umgehen, dass ihr Papst bis jetzt nicht seliggesprochen worden ist, erklärte mir: «Für uns war er schon zu Lebzeiten ein Heiliger.»

⁵ Wobei ich keineswegs andeuten möchte, Karol Wojtyla sei als Mensch seinerseits nicht rücksichtsvoll und bescheiden gewesen. Im Gegenteil: Er zeigte als «Autostöppler» grösste Zuverlässigkeit: Als ich für das Fotobuch von Fred Mayer und zahlreiche Vatikanisten in der Città del Vaticano ein- und ausfuhr – stets unbehelligt von den

DER UNIVERSALE HEILSWILLE GOTTES ALS BLEIBENDE HERAUSFORDERUNG FÜR GELEBTE RELIGIONSFREIHEIT

28. Sonntag im Jahreskreis: Mt 22,1–14 oder Mt 23,1–10

Die Visionen eines eschatologischen Fest- bzw. Hochzeitsmahls für alle Völker und Menschen prägen den 28. Sonntag im Jahreskreis. Nicht nur der darin zum Ausdruck kommende universale Heilswille Gottes, sondern auch sein nicht eingrenzbare Heilswirken provozieren unweigerlich all diejenigen, die (ihre) Religion bzw. Konfession nur exklusivistisch denken können. Die römisch-katholische Kirche hat diesbezüglich einen Lernprozess durchlaufen, der es ihr ermöglicht, in aller Demut und Entschiedenheit für das einzutreten, was dank der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils «Dignitatis Humanae» (DiH) ein nicht mehr hintergebar Teil ihres Selbstverständnisses geworden ist: die Religionsfreiheit.

1. Was in Fribourg begann ...

«Es ist ein Hauptbestandteil der katholischen Lehre, in Gottes Wort enthalten und von den Vätern ständig verkündet, dass der Mensch freiwillig durch seinen Glauben Gott antworten soll (...). Es entspricht also völlig der Wesensart des Glaubens, dass in religiösen Dingen jede Art von Zwang vonseiten der Menschen ausgeschlossen ist» (DiH 10). Diese Sätze, erstritten und errungen in einem fünfjährigen Lern- und Reflexionsprozess, fanden Eingang in die Erklärung «Dignitatis Humanae» (DiH), die am 7. Dezember 1965 von Papst Paul VI. feierlich verkündet wurde. Ihr vorausgegangen waren sechs Textfassungen, deren Reflexionsgrundlage am 27. Dezember 1960 von einer Arbeitsgruppe im bischöflichen Palais in Fribourg erarbeitet worden war. Diese Fribourger Reflexionsgrundlage stellte die Weichen für das katholische Verständnis von Religionsfreiheit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil.

2. ... hat eine lange Vorgeschichte

Die Vorgeschichte der Verhältnisbestimmung «Kirche und Religionsfreiheit» kann nicht anders als ausserordentlich schmerzlich bezeichnet werden. Sie ist geprägt von der Suche der Kirche nach ihrem Verhältnis zur Welt, zu den politischen Gemeinschaften, zu anderen Religionen, Konfessionen und Philosophien sowie zu den individuellen (Freiheits-)Rechten – vor allem dem Recht auf Gewissensfreiheit. Bei diesen leidvollen Suchprozessen war und ist die Kirche (leider immer noch) Opfer und Täterin. Auf kirchengeschichtliche Einzelheiten kann und muss hier verzichtet werden. Bis in unsere Gegenwart hinein kennen wir für das eine wie für das andere genügend Beispiele. Unbestreitbar jedoch ist, dass mit DiH die Kirche einen nicht mehr hintergebaren «Wendepunkt» in Sachen Religionsfreiheit eingeleitet hat. In diesem Sinn stimmt, was 1965 der italienische Journalist Vittorio Gorresio in seinem Beitrag vom 9. Dezember in der Turiner Zeitung «La Stampa» meinte, dass nämlich DiH «einen echten Fortschritt in der Lehre» der katholischen Kirche darstelle, «vielleicht den grössten und charakteristischsten, den das Konzil gemacht hat».¹

3. ... erwächst einem (neuen) kirchlichen Geschichtsbewusstsein

Der in DiH vollzogene Wendepunkt findet sich schon angezeigt in dem, was Papst Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsrede zum Zweiten Vatikanischen Konzil über die Geschichte als ideologiekritische «Lehrmeisterin des Lebens» meinte. Was der Mensch über sich, seinen Glauben, seine Würde und seine Erwartungen anderen gegenüber sagen kann, fällt nicht einfach vom Himmel, sondern generiert sich schrittweise in und aus den Reflexions- und Lernprozessen seiner menschlichen Erfahrungsgeschichten. Im Lichte dieses (heils-) geschichtlichen Offenbarungsverständnisses kann die Pastoralkonstitution «Gaudium et Spes» über die kirchlichen Reflexions- und Lernprozesse sagen: «Wie es aber im Interesse der Welt liegt, die Kirche als gesellschaftliche Wirklichkeit der Geschichte und als deren Ferment anzuerkennen, so ist sich die Kirche auch darüber im Klaren, wieviel sie selbst der Geschichte und Entwicklung der Menschheit verdankt. Die Erfahrung der geschichtlichen Vergangenheit, der Fortschritt der Wissenschaften, die Reichtümer, die in den verschiedenen Formen der menschlichen Kultur liegen, durch die die Menschennatur immer klarer zur Erscheinung kommt und neue Wege zur Wahrheit aufgetan werden, gereichen auch der Kirche zum Vorteil» (GS 44).

4. ... gründet in der Würde der menschlichen Person

Es ist diese sich in der Geschichte vollziehende Wahrheitssuche und Wahrheitsfindung, die immer wieder die Bedeutung und die Brisanz der Religionsfreiheit für die Kirche ausmacht. Denn diese wird dem Menschen nicht von aussen zugesprochen, sondern sie kommt ihm seinem Wesen nach unverlierbar zu. Anders gesagt: Nicht nur im Sinne der Aufklärung, sondern auch und gerade im Lichte der christlichen Offenbarung darf sich der Mensch als ein Wesen verstehen, das sich – mit Vernunft und freiem Willen ausgestattet – zur Verantwortung einer Lebenspraxis befreit erfahren darf, nach der Wahrheit (seines Lebens) zu suchen und seine Lebenspraxis gemäss der Wahrheit in Freiheit auszurichten. Diese unverlierbare Freiheit ist dem Menschen so innerlich und nicht stellvertretbar, dass sie als Freiheit des Gewissens zu bezeichnen ist und als Rechtsanspruch – auch und gerade in religiösen Fragen – weder von einer politischen noch von einer religiösen Instanz missachtet oder subvertiert werden darf.

5. ... verdichtet sich in der «Pastoral Jesu» (Christoph Theobald)

Die Täterschaft der Kirche im Hintergrund gestaltet sich die Frage der praktischen Verhältnisbestimmung von «Religionsfreiheit und Kirche» immer wieder als schwierig. Sie kann letztlich nicht anders angegangen werden, wie

es in DiH II geschehen ist – nämlich auf dem Hintergrund einer narrativen, heilsgeschichtlichen Rückbindung an die Praxis Jesu, die keinen Menschen zu etwas zwingt. Anders gesagt: In der zwangsfreien «Pastoral Jesu» verdichtet und exegetisiert sich all das, was den innersten Freiheitscharakter der Gott-Mensch-Beziehung ausmacht, wonach Gott «die Menschen zu seinem Dienst im Geiste und in der Wahrheit» ruft, «und sie werden deshalb durch diesen Ruf im Gewissen verpflichtet, aber nicht gezwungen. Denn er nimmt Rücksicht auf die Würde der von ihm geschaffenen menschlichen Person, die nach eigener Entscheidung in Freiheit leben soll» (DiH II). Es ist diese zwang- und zweckfreie «Pastoral Jesu», die der Kirche immer wieder bewusst machen will, dass eine gelebte Religionsfreiheit jeden Menschen als Adressaten des Evangeliums Gottes wahr- und ernst nimmt, d.h. als einen, der schon «(im) Evangelium ist» (Joachim Ringleben). Anders gesagt: Es gilt, allen Menschen «Freiheit aus Glauben» und «Glauben in Freiheit» zu ermöglichen.

6. ... sollte stilbildend für die «Pastoral der Kirche» sein

Unter den Vorzeichen dieses positiven Verständnisses von Religionsfreiheit impliziert eine «Pastoral der Kirche» aus der «Pastoral Jesu» nicht nur den grundsätzlichen Verzicht auf (pastoralen) Zwang, sondern ebenso den Verzicht auf eine institutionelle Verzeichnung Gottes und der Menschen. Für das missionarische Selbstverständnis der Kirche ist das in der Tat stilbildend. Denn es bedeutet, dass an die Stelle einer «missionarischen Eroberungshaltung» eine «missionarische Entdeckungshaltung» (Michael Gabel) tritt, für die Dialog, Toleranz und gelebte Pluralität Wesenseigenschaften und keine pastoralen Attitüden sind. Nur aus dieser pastoralen Grundhaltung heraus kann sie sich auch überzeugend für ein positives Verständnis von Religionsfreiheit und die öffentliche Präsenz von Religion(en) einsetzen. Dabei muss sie sich frei machen von der Angst, dass eine solche Praxis den Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens relativiert. Im zwang- und zweckfreien Einsatz für Religionsfreiheit trägt sie vielmehr dem Rechnung, was sie selbst glaubt: dass nämlich alle Gottespräsenz und Gottesbegegnung sich der Freiheit Gottes selbst verdankt – und welcher Mensch vermag auf dem Hintergrund der Lesungen des 28. Sonntags sich anzumassen, diese Freiheit Gottes einzuschränken? Salvatore Loiero

¹ Zitiert nach Pietro Pavan: Einleitung und Kommentar zur Erklärung über die Religionsfreiheit, in: LThK Erg.-Bd. II ²1968, 703–711, hier 711.

Salvatore Loiero ist Professor des deutschsprachigen Lehrstuhls für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü.

SEHEN UND GESEHEN WERDEN

Feierlichkeiten zum 50-Jahr-Jubiläum des RPI Luzern

Das RPI Luzern feierte am 12. und 13. September 2014 sich selbst und die vielen Menschen, die das Institut in der Vergangenheit prägten und heute noch ausmachen. Begangen wurde das Jubiläum in zwei Teilen: mit einer Fachtagung am Freitag und einem Festanlass am Samstag. Den roten Faden bildete dabei das Motto «sehen und gesehen werden» das durch den Pantomimen Christoph Schwager immer neu aufgegriffen wurde, sich thematisch durch die beiden Tage zog und zum Nach- und Weiterdenken einlud.

Die Fachtagung: verwurzelt, am Puls der Zeit, offen für die Zukunft

Am Freitag stand das «Sehen» im Mittelpunkt. Die Aspekte Hinschauen, Wahrnehmen, Ansehen, Rückblick und Ausblick fanden sich sowohl in der inhaltlichen Gestaltung des Tages als auch im informellen Rahmenprogramm.

«Religiöse Sprachkrise – Gastvortrag» – Den inhaltlichen Einstieg in das Thema bildete ein Vortrag von Prof. Dr. Georg Langenhorst, Religionspädagoge aus Augsburg. Unter dem Titel «Sein Name Kendauchdich – Sehen und gesehen werden als elementare religionspädagogische Bewegung» schilderte er die religiöse Sprachkrise als ein Problem der Theologie, das seit Jahrzehnten bestehe und noch nicht gelöst werden konnte, weil bisherige Versuche an einer Anpassung der Sprache ansetzten, ohne zu verstehen, dass diese untrennbar mit den Inhalten verwoben ist. Prof. Langenhorst stellte fest, dass wir uns in einem «Theotop» befänden, einem geschützten Bereich theologischer, sprachlicher Selbstverständigung. Dieses Theotop werde jedoch immer kleiner, und die Vermittlung zur Welt ausserhalb misslinge zunehmend. Mit einem Experiment führte Langenhorst den Anwesenden vor Augen, dass mit der Frage, wie wir uns von Schuld befreien können, eine Religion entfaltet wird, deren Antwort für die wenigsten Menschen eine Bedeutung hat. Viel wichtiger als die Frage nach Erlösung sei in der heutigen Zeit die Frage nach Identität. Mit Verweis auf den Philosophen George

Berkeley führt er aus, dass Sein sich als wahrgenommen werden bestimmen lässt («esse est percipi»). Der Mensch werde demnach erst zum Menschen, wenn er wahrgenommen wird. Und da Menschen einander nur in Facetten wahrnehmen könnten, sei Gott als oberste Wahrnehmungs-Instanz der Garant für das Sein aller Menschen.

Hierauf baut Langenhorst auf und erläutert, dass ein zentraler Unterschied zwischen Kindern und Jugendlichen (und später Erwachsenen) die Umkehrung der Blickrichtung ist. Entscheidend für das Selbstbild wird, wie andere einen wahrnehmen. Blogs und Social Media seien Ausprägungen dieses Bedürfnisses, und Casting-Shows zeigten den Wunsch der Menschen, aus der Masse herauszustechen und wahrgenommen zu werden. Letztlich vermag nur das Gewahrsein dessen, dass ich von Gott angesehen werde, mir Frieden zu verschaffen. In der Folge plädiert Langenhorst für einen Religionsunterricht, der den Zuspruch Gottes vor jeden Anspruch stellt. Um dies zu leisten, brauche es eine aktuelle Sprache, die bestehende Theotope sprengt, im Wissen darum, dass eine Änderung der Sprache immer auch den Inhalt aktualisiere. Wie können wir heute vom Christentum und von Gott sprechen, ohne naiv, unhistorisch und unzeitgemäss zu sein? Wie können wir heute Kinder, Jugendliche und Erwachsene bei der Entwicklung einer ihnen entsprechenden reflektierten Sprache vom Christentum und von Gott unterstützen? Dies, so Langenhorst, sind zentrale Fragen heutiger Religionspädagogik.

Sieben Workshops zu Brennpunkten der Religionspädagogik

Am Nachmittag luden sieben verschiedene Workshops ein, sich mit aktuellen Fragestellungen der Religionspädagogik auseinanderzusetzen und sich im Hinsehen zu üben. Eva Ebel und Kuno Schmid stellten die Frage in den Raum, ob der bekenntnisunabhängige Religionsunterricht eine Chance oder eine Bedrohung für den konfessionellen Religionsunterricht darstellt. Unter dem Titel «Tatort



Ein Blick in den Chorraum während der Messfeier in der Jesuitenkirche.

50 JAHRE RPI

David Wakefield ist Leiter des Fachzentrums Katechese am Religionspädagogischen Institut RPI Luzern und Ausbildungsleiter der Fachstelle für Religionspädagogik in Zürich.

50 JAHRE RPI

kirchliche Erwachsenenbildung» präsentierte Gregor Schwander, wie mit neuen Programmformaten heute Erwachsene gezielt angesprochen werden können.¹ Peter Michalik und Markus Arnold beleuchteten mit Verweis auf die Selfie-Debatte den Narzissmus als ethisches Problem in den Neuen Medien. Ein weiteres aktuelles Thema boten Linus Brändle und Eugen Trost: Sie untersuchten Gewalt und sexuelle Übergriffe im Licht von Theologie und Psychologie. Auch biblische Sichtweisen wurden geboten. So zeigte Detlef Hecking, wie man von den Rändern her schauen lernt, damit Randständige ihren Platz in der Kirche haben.² Simone Rosenkranz und Veronika Bachmann setzten unter dem Titel «Vom Wiederhopf und behaarten Frauenbeinen» die interreligiöse Brille auf und betrachteten den Besuch der Königin von Saba bei Salomo im Spiegel jüdischer, christlicher und islamischer Deutungen. Schliesslich zeigten Barbara Kückelmann und Nicola Ottiger mit ihrem Workshop «Gott sieht Dich!» auf, wie liturgische Sprache heiligend und heilend sein kann, ohne zu belehren und moralisieren.

Die Anwesenden besuchten jeweils zwei der sieben Workshops. Angeregte Diskussionen während, zwischen und nach den Workshops liessen darauf schliessen, dass das Programm den Geschmack der Teilnehmenden getroffen hat und Impulse für die Praxis setzen konnte.

50 Jahre RPI: Rück- und Ausblick

In einer dialogischen Präsentation blickten die Institutsleiterin Prof. Monika Jakobs und Dr. Urs Winter, langjähriger emeritierter Dozent, am Ende der Fachtagung zurück auf die 50-jährige Geschichte des RPIs und wagten auch einen Ausblick auf dessen Zukunft. Dabei wurde an die pragmatische Gründung des damaligen KILs 1964 in der Aufbruchsstimmung des Zweiten Vatikanischen Konzils, die Impulse der Synode 1972 und die Gründung der katechetischen Arbeitsstellen, deren Leitende im KIL ausgebildet wurden, erinnert. Erwähnt wurden international besuchte religionspädagogische Tagungen mit vielen Teilnehmenden und die Bedeutung des Grenchener Arbeitskreises für die Entwicklung der Religionspädagogik in der Schweiz. Die beiden Studienreformen 1993 und 2004 zeigten auf, dass das damalige KIL und heutige RPI stets wandelbar war und sich den Erfordernissen

der Zeit anpasste.³ Monika Jakobs betonte, dass die Geschichte des Instituts untrennbar mit den zahllosen Menschen verwoben sei, die das Institut prägten und heute noch prägen. Da die Bedeutsamkeit der einzelnen Personen wohl unterschiedlich gewichtet würde, sollten möglichst alle sichtbar werden: So bildete ein riesiger Sternenhimmel, auf dem die Namen von mehr als 1000 Menschen ein- und ausgeblendet wurden, den visuellen Rahmen des Dialogs, den Jakobs und Winter mit einem Ausblick auf ein prosperierendes Institut an einer lebendigen Fakultät einer erfolgreichen Universität schlossen. Eine Vision verstärkter ökumenischer, vielleicht sogar interreligiöser Zusammenarbeit. Als weitere Kompetenzbereiche, um den aktuellen Erfordernissen der Praxis zu entsprechen, wurden die Arbeit mit Erwachsenen und der Bereich Diakonie genannt, ergänzt durch religiöses Lernen in sozialen Netzwerken. Dass dies gelingen kann, so waren sich Jakobs und Winter sicher, zeige das enorme Engagement der Menschen, die das RPI bislang prägten. Das RPI sei bestens aufgestellt, um die aktuellen Veränderungsprozesse in Kirche und Gesellschaft als Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis zu begleiten.

Sich sehen und sich begegnen

Für viele Teilnehmende fand das zentrale Geschehen am Rande des offiziellen Programms statt: Die Atmosphäre war von viel Herzlichkeit und Verbundenheit geprägt. Einige der 100 Teilnehmenden am Freitag sahen sich zum ersten Mal nach vielen Jahren wieder und nutzten die Gelegenheit, alte Freundschaften zu pflegen und neue Kontakte zu knüpfen. In den Gesprächen wurde deutlich: Es ist gut, heute hier zusammenzukommen. Einige der ehemaligen und aktuellen Studierenden beschrieben, wie schön es ist zu merken, dass man sich nicht alleine engagiere und alleine sei, sondern sich verbunden wisse mit zahlreichen anderen, die in der Praxis vor den gleichen Herausforderungen stünden. Von aktuellen Studierenden hörte man, dass es beeindruckend sei, an einem Ort zu studieren, dem sich so viele Menschen auch nach Jahren noch verbunden fühlen.

Andere Gäste sagten, dass das RPI seit jeher ein Ort war, von dem wichtige und prägende Impulse für die Praxis ausgingen und an dem man durch den Einbezug un-



Der Jubiläums-Regenschirm des RPI.

(Fotos: Roberto Conciatori).

¹Vgl. Gregor Schwander: Tatort Erwachsenenbildung.

Mit Programmformaten zu adressatengerechtem Bildungsangebot, in: SKZ 182 (2014), Nr. 37, 531–533.

²Vgl. aktuelle Ausgabe: Die Bibel und die Armen, Bibel heute 199 (3/2014).

³Vgl. zur Geschichte des Religionspädagogischen Instituts: Monika Jakobs: Blick zurück nach vorn. 50 Jahre RPI und die religionspädagogische Entwicklung in der Schweiz, in: SKZ 182 (2014), Nr. 34, 468–471.

«Den Menschen nahe sein»

Der Ordensmann Jean-Marie Lovey wird neuer Bischof von Sitten

Von Josef Bossart

Weilheim (D). – Ein Mann der Berge wird Bischof von Sitten. Was das Bischofsamt mit dem eines Bergführers gemeinsam hat, erzählt Jean-Marie Lovey (64) im Gespräch mit Kipa-Woche.

Kipa-Woche hat den designierten Bischof von Sitten im Kloster Maria Bronnen bei Weilheim (D), unweit der Schweizer Grenze, besucht, wo dieser seine Deutschkenntnisse à jour brachte.

Ein Mann der Berge sei er tatsächlich, sagt Jean-Marie Lovey. Aufgewachsen in einer kinderreichen Bauernfamilie in Orsières VS, war er als Kind regelmäßig mit dem sömmernden Vieh auf der Alp. Später, als Ordensmann, hat er noch weiter oben gelebt: im Hospiz der Augustiner-Chorherren auf dem Alpenpass Grosser Sankt Bernhard auf 2.500 Metern über Meer. Das Leben in den Bergen, sagt er, ermutige in jeder Hinsicht zur «simplification», zur Vereinfachung. – Nein, ein Bergführer im professionellen Sinne sei er nicht, schränkt er ein. Auf zahlreichen Berg- und Klettertouren im Gebirge habe er aber viele

praktische Erfahrungen als Bergführer gesammelt, erzählt Jean-Marie Lovey. Er spricht überlegt, formuliert bedächtig. Ein Mann der Berge. Ist ein Bischof vielleicht auch so etwas wie ein Bergführer? Der Vergleich inspiriert ihn.

Im eigenen Rhythmus

In einer Seilschaft könne eine Bergtour nur gelingen, wenn auch der Schwächste das Ziel erreiche, sagt er. Man müsse deshalb den Kräften des Schwächsten stets Rechnung tragen; diese Kräfte könnten sich aber auch als unerwartet gross entpuppen. So sei es auch in der Kirche: «Der Schwächste muss in seinem eigenen Rhythmus vorankommen können. Gleichzeitig entwickelt auch er immer wieder Kräfte, die weit über das Vorstellbare hinausgehen können.»

Dass Jean-Marie Lovey Papst Franziskus für etwas vom Besten hält, was der Kirche in jüngster Zeit widerfahren ist, lässt sich im Gespräch unschwer erkennen. Franziskus habe die Menschen vom ersten Abend an mit schlichten Zeichen und Gesten erreicht; sie



Jean-Marie Lovey, designierter Bischof von Sitten.

Editorial

Friedliche Koexistenz. – «Wir haben es wieder getan», titelt ein Warenhaus derzeit auf Plakaten. Und meint damit ein günstiges Angebot an Möbeln. «Er hat es wieder getan», ging mir analog dazu durch den Kopf, als ich in den Nachrichten von der jüngsten Reise des Papstes nach Albanien hörte: Einmal mehr hat Franziskus dadurch den Blick der Welt auf Menschen gerichtet, die am Rand unserer Gesellschaft leben, weil Armut in ihrem Land zum Alltag gehört. 12,5 Prozent der Bevölkerung soll unter der Armutsgrenze leben.

Dennoch war nicht die Armut das Thema seiner Predigten und Ansprachen, sondern die friedliche Koexistenz verschiedener Religionen in diesem mehrheitlich muslimisch geprägten Land. Die Hälfte der 250.000 Menschen, die zur Messe auf dem Mutter-Teresa-Platz in Tirana erschienen sind, könnten muslimischen Glaubens gewesen sein, wie ein albanischer Beobachter schätzte.

Hoffen wir, dass Franziskus' Appell zu einem «offenen und achtungsvollen Dialog» zwischen den Religionen auch in der reichen Schweiz gehört wird, wo selbst moderate Muslime derzeit unter Generalverdacht geraten, das Gedankengut der Terrorgruppe «Islamischer Staat» gehörte zu ihrer Religion.

Sylvia Stam

Das Zitat

Heiliges Land ohne Christen? – «Die Menschen in Gaza haben angesichts dessen, was jetzt passiert ist, alles Vertrauen verloren. Alle fanden diesen Krieg absurd, aber sie können sich keine Lösung vorstellen. Die Christen in Gaza werden die Koffer packen und gehen, wenn es nicht so schnell wie möglich eine Lösung gibt. Das heisst: Dann wird es keine Christen im Gaza-Streifen mehr geben. Sie sind ja jetzt schon nicht mehr viele, nur noch 1.300 Menschen. Wir wollen aber kein Heiliges Land ohne Christen!»

Raed Abusahlia, Leiter der Caritas Jerusalem, am 18. September gegenüber **Radio Vatikan**. (kipa)

Maria Voce. – Die 77-jährige Italienerin wurde am 15. September als Präsidentin der Fokolar-Bewegung wiedergewählt. Zum Co-Präsidenten wurde der 56-jährige Spanier **Jesús**



Morán Cepedano gewählt. (kipa / Bild: Fokolari)

Bernhard Kinvi. – Der Priester aus der Zentralafrikanischen Republik erhielt am 18. September den Menschenrechtspreis von «Human Rights Watch». 2013 brachte er nach Ausbruch von Kämpfen der muslimischen Seleka-Milizen und der christlich geprägten Anti-Balaka-Kämpfer zahlreiche Verfolgte aus der Zivilbevölkerung in der Kirche unter. Todesdrohungen nahm er dabei in Kauf. (kipa)

Xi Jiping. – Der chinesische Staatspräsident wurde laut Medienberichten von Papst Franziskus in den Vatikan eingeladen. Der Vatikan hat diese Berichte bisher nicht bestätigt. Zwischen China und dem Heiligen Stuhl bestehen keine offiziellen Beziehungen. (kipa)

Meinrad Furrer, Sibylle Forrer, Martin Kuse, Katja Wissmiller, Ioan Jebelean. – So heissen die Theologen, die ab 4. Oktober das «Wort zum Sonntag» des Schweizer Fernsehens SRF sprechen werden (im Bild von



links nach rechts). Furrer ist römisch-katholischer Theologe aus Zürich; Forrer aus Oberrieden ZH und Kuse aus Möriken AG sind reformierte Pfarropersonen. Wissmiller, Zürich, ist römisch-katholische Theologin und Jebelean ist Mitglied der christkatholischen Kirche in Luzern. (kipa / Bild: SRF)

hätten global weit über die Kirche hinaus Ausstrahlung gehabt. Die Kirche brauche wieder Gestaltungsräume, in denen sich jeder Mensch zutiefst als Mensch angenommen fühle, und dies unabhängig von seinen religiösen Überzeugungen oder persönlichen Orientierungen, sagt Lovey.

Wenn Papst Franziskus immer und immer wieder betone, dass Kirche dort sei, wo Menschen arm, verachtet, verstossen und am Rande stünden, so weise er gleichzeitig darauf hin, wie sehr Gott Zärtlichkeit und Barmherzigkeit sei.

Nach den schlaflosen Nächten

Anfang Juli hat Papst Franziskus Jean-Marie Lovey als Nachfolger von Norbert Brunner zum Bischof von Sitten ernannt. Der Ordensmann verhehlt auch einige Wochen später nicht, dass ihm die neue Verantwortung mit Sorge erfüllt. Und dies nicht nur, weil er es im zweisprachigen Bistum Sitten auch mit Deutschsprachigen zu tun haben wird. Gewiss: In den letzten fünf Jahren ist er zwar Propst der Chorherren des Grossen Sankt Bernhard gewesen und als solcher Generalsuperior der Kongregation mit Sitz in Martigny VS. Doch die Verantwortung als Oberhirte eines Bistums wiegt in seinen Augen ungleich schwerer.

Nach einigen mehr oder weniger schlaflosen Nächten infolge Ernennung zum Bischof habe er versucht, sich selber gut zuzureden: «Wenn Gott dich in dieses Amt beruft, dann will er doch, dass du das zur Verfügung stellst, was du bist – und nicht etwas anderes! Er kennt dich besser als du dich selbst. Den Rest wird er mit seiner Gnade schon selber bewirken.»

Die Sorgen der Menschen kennen

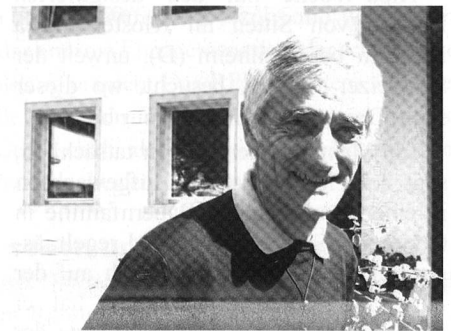
Die Unsicherheit sei zwar nicht ganz verfliegen, gesteht er, selbst wenn er im Innersten Ja zur Ernennung gesagt habe. Denn eigentlich wisse er noch kaum, worin seine Tätigkeit bestehen werde. «Ich sage mir einfach: Du musst als Bischof so nahe wie möglich bei den Menschen sein. Musst ihre Lebenswirklichkeit kennen mit allen ihren Sorgen und Freuden!»

Sorge bereitet ihm deshalb, dass zum Bischofsamt auch eine erhebliche Portion Administration gehört. Natürlich brauche es Verwaltung und einen Verwaltungsapparat, aber er frage sich schon, ob denn der dafür erbrachte Aufwand an Zeit und Energie nicht viel zu gross sei und letztlich zu Lasten einer Seelsorge gehe, die sich viel direkter am Wohl der Menschen ausrichten wolle. Jean-Marie Lovey: «Die Menge an

Strukturen, Vereinigungen, Stiftungen, Sitzungen, Gruppen, Untergruppen und Kommissionen, in denen ein Bischof funktionieren muss – das sollte nicht so sein!»

Leben in das Bischofshaus bringen

Und noch etwas liegt ihm auf dem Magen: sein künftiger Wohnsitz, das Bischofshaus in Sitten. Derzeit wird es bloss von zwei Personen bewohnt: dem Bischof und dem Generalvikar. Undenkbar für ihn. Erst habe er sich gedacht, dass er auch als Bischof weiterhin in der Gemeinschaft der Augustiner-Chorherren in Martigny wohnen wolle, sagt Jean-Marie Lovey. Dann habe er sich aber eines anderen besonnen: «Das würde ja so aussehen, als wäre auch der Bischof ein Funktionär. Morgens kommt er, abends geht er, und anschliessend lebt er sein Leben.» In seinen Augen sollte das Bischofshaus ein Ort sein, an dem mehrere Menschen miteinander ein



wirkliches Gemeinschaftsleben zwischen Arbeit, zwischenmenschlichem Austausch und Gebet führen.

Einfache und wahre Beziehungen

Da mag sich Jean-Marie Lovey wohl an die Zeit erinnern, die er im Hospiz der Augustiner-Chorherren auf dem Grossen Sankt Bernhard (2.500 Meter über Meer) verbracht hat. Während sieben Monaten im Jahr ist das Hospiz nur zu Fuss oder auf Skiern erreichbar.

In dieser Bergwelt habe er als Seelsorger immer wieder erlebt, wie einfach und wahr Beziehungen zu unterschiedlichsten Menschen sein könnten, die den beschwerlichen Aufstieg zur Passhöhe hinter sich gebracht hätten. Da spielten soziale oder sonstige Unterschiede keine Rolle. Und das habe ihn in der Überzeugung bestärkt: «Ja, es ist wichtig, dass wir Ordensleute hier oben sind und den Passanten unsere Gastfreundschaft anbieten. Wir setzen ein Zeichen, aber lassen jedem Besucher die Freiheit, damit zu machen, was er will.»

Hinweis: Die Bischofsweihe findet am Sonntag, 28. September, um 14.30 Uhr in der Kathedrale von Sitten statt. (kipa / Bilder: Josef Bossart)

«Islam ist Teil der europäischen Geschichte»

Die Koranexpertin Angelika Neuwirth zur islamischen Theologie

Von Claudia Zeisel

Berlin. – Nach Ansicht der Berliner Arabistin Angelika Neuwirth hat es ein Phänomen wie den «Islamischen Staat» (IS) in der gesamten islamischen Geschichte bislang nicht gegeben. Mit ihrem Projekt «Corpus Coranicum» forscht sie an den historischen Wurzeln des Koran. Sie plädiert für einen Dialog islamischer Theologie und westlicher Wissenschaft.

Frau Neuwirth, gemäss vielen internationalen islamischen Vertretern gehören die Gewalttaten der IS-Milizen im Irak nicht zum Islam. Wie bewerten Sie das als Koranexpertin?

Ganz klar handelt es sich hier um einen Missbrauch des Islam. Das Kriegsrecht, das es im Islam auch gibt, hat überhaupt nichts damit zu tun. Das erinnert eher an die frühislamische Sekte der Charidschiten aus dem 7. Jahrhundert, die mit ähnlich triumphalem Gestus rohe Gewalt anwendete. So etwas wie IS hat es sonst in der gesamten islamischen Geschichte nie gegeben, schon gar nicht unter dem Deckmantel der islamischen Religion.

Auf welche Textstellen im Koran berufen sich diese Kämpfer denn?

Ich glaube nicht einmal, dass sich die Kämpfer ernsthaft auf den Koran berufen. Es gab natürlich in der Phase, in der die muslimische Gemeinde von aussen bedroht war, Aufrufe zum Kampf und zur Verfolgung von Ungläubigen, die sich widersetzten, welche sich auch im Koran niedergeschlagen haben. Aber das betraf eher militärische Opportunität, hatte nichts mit der systematischen Vernichtung von Andersgläubigen zu tun, wie es IS betreibt.

Sie versuchen mit Ihrem Projekt «Corpus Coranicum», den Koran aus seinem historischen Kontext heraus zu verstehen. Was ist dabei das Ziel?

Im angelsächsischen Raum hat sich eine Meinung durchgesetzt, die den Islam als eine Art Recycling von biblischen Traditionen ansieht. Sie misst dem Koran keinen Wert als eigenständige heilige Schrift bei, sondern hat ihn aus seinem geschichtlichen Entstehungsprozess gelöst und damit zu einem «künstlichen Text» gemacht, der gar keine Verbindlichkeit besitzt.

Wir wollen nicht einfach das Gegenteil praktizieren und den Koran als wortwörtlich für unsere Zeit verbindlich er-

klären, sondern mit historischen Argumenten seinen tieferen Sinn ermitteln.

Sie sagen, der Islam sei auch Teil der europäischen Geschichte.

Dass der Orient «das Andere» sei, ist eine Konstruktion, die vor allem in der Kolonialzeit politisch ausgenutzt wurde. Tatsächlich haben sich jedoch eine Anzahl von kulturellen Formen gerade im Miteinander von Ost und West herausgebildet, beispielsweise wissenschaftliche Erkenntnisse in der Philosophie, Mathematik oder Architektur.

Heute lebt eine grosse Zahl von Muslimen in unserer Gesellschaft. Was sie sich im Gegensatz zur säkularen Gesellschaft noch bewahrt haben, ist der Sinn für das Sakrale, für die Öffnung des Alltags auf eine Wirklichkeit ausserhalb unserer Zeit hin. Etwa mittels der Koranrezitation bei den täglichen Gebeten.

Statt diese Möglichkeit als fremd abzutun, wäre es nützlich, den Koran in seinen verschiedenen Funktionen kennenzulernen. Ein angemessenes Bild des Koran zu vermitteln, der keineswegs ein Gesetzbuch ist, wird Aufgabe beider, der islamischen Theologie und der westlichen Wissenschaft, sein.

Wie wird der Islam aber wiederum europäisch?

Die islamische Theologie ist von entscheidender Bedeutung, damit Muslime ihre eigene Tradition wissenschaftlich analysieren und kritisch in der Sprache der säkularen Welt vermitteln können. Natürlich lesen junge Muslime die Texte aus ihrer eigenen Tradition heraus anders als wir westlichen Wissenschaftler. Diese beiden Lektüren sollten in einen Dialog treten.

Ich etwa versuche, den Propheten Mohammed mehr ins Bild zu rücken, der in der vorherrschenden westlichen Sicht eher als Mann des Krieges und zugleich als Autor des Koran gilt. Die historische Forschung sieht ihn dagegen – ähnlich wie Jesus – als einen Lehrer, der seine Gemeinde zur Gotteserkenntnis führt, so dass diese nach seinem Tod die neue Religion aufrechterhalten kann.

Insofern der Koran auch ein wichtiges Stück Bibelinterpretation ist, gehört er zum Umkreis der Bibel und muss – wie schon die jüdischen Grundschriften – in den europäischen theologischen Wissenskanon aufgenommen werden. (kipa)

Einfluss. – Imame in der Schweiz hätten im Gegensatz zu den islamischen Dachverbänden Einfluss auf die muslimischen Gläubigen, sagt Mustafa Mehmeti, Imam des Muslimischen Vereins Bern. An ihnen liege es, die Zusammenarbeit mit den Schweizer Behörden zu suchen, um junge Muslime davon abzuhalten, mit der Terrorgruppe «Islamischer Staat» (IS) gemeinsame Sache zu machen. (kipa)

Verantwortung. – Zum Auftakt des 1.500-Jahr-Jubiläums der Abtei St-Maurice VS sprach Bundesrat Alain



Berset (im Bild links) am 21. September in seiner Rede von der Verantwortung der Staaten, das Vertrauen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Religionen herzustellen und Toleranz und Respekt gegenüber den Menschenrechten einzufordern. (kipa / Bild: Jacques Berset)

Gespräch. – Die Arbeitsgruppe Islam (AGI) der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) hat einen offenen Brief an 300 muslimische Organisationen der Schweiz geschickt. Darin weist die AGI auf die Gefahr hin, dass das Gedankengut der Terrorgruppe IS auch in der Schweiz mit dem Islam gleichgesetzt werde. Der Brief ging auch an den umstrittenen Islamischen Zentralrat Schweiz (IZRS). Man suche das Gespräch auch mit Muslimen, die eine radikale Sicht verträten, begründete die SBK diesen Entscheid. (kipa)

Appell. – Der ökumenische Patriarch Bartholomaios I. hat die Religionsgemeinschaften zum ökologischen Umdenken aufgerufen. Ohne Abkehr von «gierigen Lebensweisen» lasse sich die Umweltzerstörung nicht abwenden. Am 23. September findet in New York der Uno-Klimagipfel statt. (kipa)

Frieden. – 300 Personen haben am 20. September in St. Gallen anlässlich des Weltfriedenstag «gegen Krieg und für Solidarität mit dessen Opfern» demonstriert. (kipa)

Papst in Albanien: «Schaut auf dieses Land!»

Tirana. – Franziskus landet auf dem Flughafen von Tirana, der nach der heiligen Mutter Teresa benannt ist; in den Ortschaften ringsherum ragen Minarette über die Hausdächer. Seine erste Reise in ein europäisches Land führte Papst Franziskus am 21. September nach Albanien, wo seit langem nahezu unbemerkt von der Weltöffentlichkeit das Alltag ist, was gegenwärtig vielerorts von islamistischen Terroristen unmöglich gemacht wird: das friedliche Zusammenleben von Muslimen und Christen.

Der argentinische Papst nutzte seinen Besuch im einzigen europäischen Land



Franziskus mit Albanien's Ministerpräsident Edi Rama.

mit einer muslimischen Bevölkerungsmehrheit ausser dem Kosovo für ein flammendes Plädoyer gegen religiös motivierte Gewalt.

«Niemand soll meinen, er könne sich hinter Gott verstecken, während er Gewalttaten und Übergriffe plant und ausführt», sagte Franziskus gleich in seiner ersten Rede im Präsidentenpalast in Tirana vor Regierungsmitgliedern, Politikern und Diplomaten. «Extremistische Gruppen», die Unterschiede zwischen

den Religionen zum Anlass für Gewalt nähmen, verfälschten und instrumentalisierten «das echte religiöse Empfinden». Er rief zu einem «offenen und achtungsvollen Dialog» zwischen den Religionen auf.

Zusammenleben möglich

Die Reise sollte nach dem Willen des Papstes eine Art Anschauungsunterricht in Sachen interreligiöser Dialog sein. Seine Botschaft: Völker der Welt, schaut auf dieses Land! Appelle zum friedlichen Zusammenleben von Christen und Muslimen angesichts der Barbarei der Terrormiliz «Islamischer Staat» und anderer Extremisten müssten nicht fromme Wünsche oder gutgemeinte Absichtserklärungen bleiben. Was in Albanien geschehe, beweise, dass das friedliche Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Religionen, «nicht nur wünschenswert, sondern konkret möglich und machbar ist», so Franziskus in seiner Rede.

Mobilfunknetze lahmgelegt

Der Empfang des Papstes in Albanien war nicht lateinamerikanisch überschwänglich, aber sehr herzlich. Die Sicherheitsvorkehrungen, über die vor der Reise in den Medien angesichts von Spekulationen über einen Anschlag der Terrormiliz «Islamischer Staat» viel berichtet wurde, waren hoch, die Präsenz der Sicherheitskräfte jedoch nicht auffallender als üblich. Allerdings wurden die Mobilfunknetze während des Gottesdienstes mit dem Papst aus Sicherheitsgründen lahmgelegt. Anders als im Heiligen Land wurde der Papst auch nicht von einem Muezzin übertönt. (kipa/ Bild: KNA)

Kampfkatholiken. – «Ich bin katholisch», sagt einer und schiebt gleich nach: «aber nicht so katholisch wie der da.» Stirnrunzeln. Kann man mehr oder weniger katholisch sein? Ist man nicht entweder katholisch oder eben nicht?

«Ich bin kein Kampfkatholik», präzisiert er. Er könne entspannt katholisch sein, ohne anderen vorschreiben zu müssen, was sie zu tun oder zu glauben hätten. Seine Gesprächspartnerin findet das eigentlich selbstverständlich, und so kommen die beiden ins Gespräch. Dabei geht es um ein Kirchenbild, das nicht von einer kleinen Minderheit von angeblich Rechtgläubigen definiert wird. Es geht darum, ob willkommen ist, wer da ist, so wie er oder sie ist. Oder ob Jesus nur eine kleine Minderheit gemeint haben soll.

Am Ende sind sich die beiden einig, dass die Bibel davon erzählt, dass er gerade jene aufgesucht hat, die aus dem Rahmen fielen. Und dass man sich entschieden dafür einsetzen müsse, dass die Kirche offen und menschengerecht bleibt – oder wird. Also doch Kampfkatholiken, aber auf eine andere Art.

pem (kipa)

Die Zahl

5.000. – So viele Menschen haben am 20. September am «Marsch für das Leben» in Berlin teilgenommen. Sie demonstrierten für ein «Europa ohne Abtreibung und Euthanasie». Rund 2.500 demonstrierten gleichentags in Zürich für dasselbe Anliegen. Dieser Marsch setzte auch ein Zeichen der Verbundenheit mit Behinderten. (kipa)

Zeitstriche

Kein Luftangriff. – US-Präsident Obama will 3.000 Soldaten zur Bekämpfung der Ebola-Seuche nach Westafrika schicken. «Könnten wir dies nicht vom Himmel aus bekämpfen?», fragt ein Soldat in Anbetracht der Ansteckungsgefahr. Zeichnung: Chappatte. (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Sylvia Stam

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

terschiedlicher Lehrbeauftragter immer um Vielfalt bemüht war.

Schliesslich war es auch für die Mitarbeitenden des RPIs ein freudiges Jubiläum, für das sich die Anstrengungen im Vorfeld gelohnt haben. Von ihnen war Freude über die vielen Gäste zu hören, mit denen sich eine teils lange gemeinsame Geschichte verbindet. Die Fachtagung bildete einen idealen Rahmen, um in immer neuen Konstellationen zusammenzukommen, sich wahrzunehmen und in Gespräche zu vertiefen. Die gemeinsame Verbundenheit zeigte sich auch daran, dass nach dem Apéro, dem eigentlichen Tagungsschluss, noch mehr als 80 Personen blieben, um gemeinsam im Rütli-Saal in Luzern zu essen und zu feiern.

Der Festakt am Samstag: Vergegenwärtigung und Gesehen-Werden

Am Samstag fand der eigentliche Festakt statt. Nach dem Sehen am Vortag standen nun Vergegenwärtigung und Gesehen-Werden im Vordergrund.

Zelebrant Bischof Felix Gmür fand in seiner Predigt im Festgottesdienst in der Jesuitenkirche viele Worte des Dankes und des Lobes. Die Professionalisierung der Katechese sei damals richtig gewesen und sei es auch heute noch. Katechetinnen und Katecheten konnten und können nicht bei der Vermittlung gewussten Glaubens stehen bleiben, sondern müssten den Blick weiten: auf die Kinder, auf die Welt und reflektierend auf sich selbst. Dazu müsse man sehen lernen, bevor man urteile und handle. Denn wer sehe, so Gmür, schöpfe die Möglichkeiten aus, das Kleine gross zu machen. Gmür wünschte dem RPI, das mit 50 Jahren bereits gross sei, dass es sehr gross werde.

In den Lesungen, den Worten ehemaliger Studierender und den Liedern des Ad-hoc-Chores, geleitet von Udo Zimmermann, wurden die Impulse von Georg Langenhorst vom Vortag aufgegriffen. Verbunden mit allen Ehemaligen des Instituts wüssten wir um Gottes Gegenwart und darum, von ihm angesehen zu werden und dadurch Ansehen zu haben. In diesem Bewusstsein heisse es, gemeinsam an der Zukunft des RPIs zu bauen und in der Kirche zu wirken.

Geschirmte See-Promenade

Der Aspekt Gesehen-Werden fand seinen Höhepunkt bei der geschirmten See-Promenade im Anschluss an den Gottesdienst. Die etwa 150 Gäste des Gottesdienstes erhielten alle einen Regenschirm in Magenta, der Farbe der Universität Luzern. Zusammen zog die Festgemeinschaft mit geöffneten Schirmen durch Luzern, vorbei an Posten, gestaltet von Eva-Maria Pfaffen, Christoph Schwager und Team, und wurde so zum Hingucker für Passantinnen und Passanten. Das RPI will sich zeigen und gesehen

werden. Das ist, nicht nur mit dieser Aktion, eindeutig gelungen.

Gute Worte – der Festakt

Im gut gefüllten Hörsaal 1 der Universität Luzern fand von den Teilnehmenden des Jubiläums und Gästen aus Kirche, Gesellschaft und Forschung der Festakt statt. Rektor Paul Richli betonte das Doppeljubiläum, da nicht nur 50 Jahre KIL, sondern auch zehn Jahre RPI zu feiern seien. Als Staatsrechtler blickte er auf die kantonalen Schulgesetze und stellte fest, dass zwar in den meisten Kantonen das Wort «Gott» aus der Schulgesetzgebung verschwunden sei, die christlichen Wurzeln aber immer noch betont würden.

Iva Boutellier, Synodenpräsidentin der römisch-katholischen Kirche im Kanton Luzern, überbrachte die Glückwünsche der Landeskirche und betonte, dass die Absolventinnen und Absolventen des RPIs in den Pfarreien stets geschätzt seien. Sie führte aus, wie sie als Theologin im Pfarreipraktikum die Studierenden des KILs um ihre Kompetenzen in Bezug auf die Praxis beneidet hätte. Sie wünschte dem RPI Kraft, Mut, Elan, langen Atem, schöne Momente wie diese und weiterhin gute und erfolgreiche Jahre.

Martin Mark, Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Luzern, stellte die Bedeutung des RPIs für die Theologische Fakultät heraus. Das RPI gehöre zum Profil der Fakultät und trage dazu bei, dass der Praxisbezug gewährleistet sei. Die Absolventinnen und Absolventen des RPIs arbeiteten mit Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft, nähmen diese wahr und begegneten ihnen auf Augenhöhe. Annelies Stadelmann, Präsidentin des Religionspädagogischen Verbands RPV, blickte auf eine spannende und prägende Ausbildungszeit zurück, in der sie und andere sich breites Wissen und vielfältige Kompetenzen aneignen konnten. Im Beruf erlebe sie sich als Bindeglied zwischen Gemeinde und Fachlichkeit und erfahre bei ihrer Tätigkeit viel Wertschätzung. Der RPV diene als Austauschplattform und Sprachrohr zum RPI.

Monika Jakobs beendete den Festakt mit einem Blick nach vorne. Ob es das RPI auch nach 100 Jahren noch gebe, sei sie mehrfach gefragt worden. Darauf könne sie nur sagen, sie wisse es nicht. Jede Generation müsse zur Weiterentwicklung beitragen und dürfe nicht nur das Bestehende verwalten. Doch die Voraussetzungen seien gut, was sich auch in den Wünschen für das RPI widerspiegle, die gestern unter den anwesenden Gästen gesammelt wurden. Auffallend oft enthielten diese das Wort «weiterhin». Dies motiviere, mit einer vielfältigen Geschichte im Rücken offen voranzugehen und immer wieder Neues zu wagen. Mit diesen Gedanken verabschiedete Jakobs die Gäste in den abschliessenden Apéro riche, bei dem die Anwesenden sich und das RPI weiterfeierten.

50 JAHRE RPI

Wünsche für das RPI

Im Rahmen der beiden Jubiläumstage wurden zahlreiche Teilnehmende gefragt, was sie dem RPI zum 50-jährigen Bestehen wünschen. Hier finden Sie eine Auswahl der Wünsche, die genannt wurden:

- Ich wünsche dem RPI zum 50-Jahr-Jubiläum:
- weiterhin eine offene und lebensnahe Einstellung;
 - sich weiterhin so gut an sich verändernde Lernlandschaften anzupassen;
 - weiterhin so motivierte Leute fürs Studium aus allen Regionen der Schweiz;
 - eine gute Vernetzung;
 - eine weiterhin gute Begleitung der Auszubildenden;
 - dass es flexibel und anpassungsfähig bleibt;
 - weiterhin die Gabe, am Puls der Zeit zu sein;
 - dass es innovative Erkenntnisse und Weiterentwicklungen auch in die Praxis überführen darf, ohne sich künstlich zähmen zu müssen;
 - noch mehr Studierende;
 - dass es auch weiterhin Haupt- und Nebenamtlichen hilft, einen guten Platz für das berufliche Wirken zu finden;
 - weiterhin einen so nahen, persönlichen Kontakt;

- dass alle Auszubildenden und Auszubildenden mit ihrem Potenzial wahrgenommen werden;
- Beweglichkeit und Kreativität;
- Offenheit für die Zeichen der Zeit;
- eine breite und gute Vernetzung mit verschiedenen Organisationen und Institutionen;
- weiterhin so gute Dozierende, kompetent und kollegial;
- mehr ökumenische Zusammenarbeit;
- eine Vorreiterrolle in der Umsetzung von Theorien in der Praxis;
- auf Augenhöhe mit aktuellen Medien zu unterrichten;
- dass auch weiterhin Impulse der Studierenden aufgenommen und umgesetzt werden;
- ganz biblisch ein Erlassjahr, nach dem alle befreit in die Zukunft gehen können;
- immer neue Ausbrüche aus dem Theotop.

Haben auch Sie Wünsche zum 50-Jahr-Jubiläum des RPIs? Dann schreiben Sie diese doch einfach auf die Facebook-Seite www.facebook.com/rpi-unilu oder dem RPI auf Twitter [@RPILuzern](https://twitter.com/RPILuzern) unter #RPI50

David Wakefield

Juden, Christen und Muslime gegen Hass

Im Zuge des Gaza-Krieges kam es zu einem wachsenden virulenten Antisemitismus und zu Hassreden, Gewaltaufrufen und persönlichen verbalen Übergriffen gegen Juden und jüdische Einrichtungen in ganz Europa. Auch die Schweiz war betroffen. Herbert Winter, Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds (SIG), berichtete, dass sich die Anzahl der gemeldeten antisemitischen Vorfälle mehr als verdoppelte – die sozialen Medien nicht eingerechnet. «Alte antisemitische Vorurteile bezüglich der »Weltverschwörung der Juden« werden hervorgeholt», so Winter. Der Rat der Religionen und die Evangelisch-jüdische Gesprächskommission publizierten darauf Stellungnahmen. Sie verurteilten Hassaufrufe und Gewalt und forderten die Justiz und Politik auf, tätig zu werden. Die Jüdisch/Römisch-katholische Gesprächskommission der Schweiz reagierte mit «Entsetzen und Besorgnis» auf die «antijüdischen Äusserungen, Übergriffe und Gewaltausbrüche».

Erste gemeinsame Erklärung

Als Reaktion auf den Antisemitismus publizierten der Schweizerische Israelitische Gemeindebund (SIG), die Plattform der Liberalen Juden der Schweiz (PLJS) sowie die Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz (FIDS) und die Koordination Islamischer Organisationen Schweiz (KIOS) erstmals eine gemeinsame Erklärung. Nicole Poëll, Präsidentin der PLJS, und Dr. Hisham Maizar, Präsident der FIDS, betonten, man habe ohne lange Vorbereitung diese Erklärung publizie-

ren können. Maizar spricht von einem «schnellen Entschluss». Poëll ist «stolz darauf und überrascht, dass dies möglich war». Man habe zuerst eine gemeinsame Sprache finden müssen. «Worte werden teilweise unterschiedlich interpretiert und verstanden. Es war aber wichtig, dass der Text für Muslime wie Juden stimmt» (vgl. www.swissjews.ch/de/metanavigation/medien/news/index.php#news_6281).

Die jüdischen und muslimischen Dachverbände betonen in ihrer Erklärung, dass «Muslime und Juden unterschiedliche Ansichten über den israelisch-palästinensischen Konflikt haben (...). Dennoch herrscht zwischen uns in vielen Punkten auch Übereinstimmung. Der Tod von Zivilisten macht uns alle traurig. Der Missbrauch von Zivilisten und ziviler Einrichtungen ist inakzeptabel und widerspricht unseren religiösen Auffassungen», so die Verantwortlichen. Jede und jeder habe das Recht, politische Meinungen zu äussern. Dagegen gebe es «keine Entschuldigung für Rassismus, Antisemitismus, Gewalt oder andere Formen der Einschüchterung (...), wenn solche Ansichten in den Medien, auf der Strasse oder im Internet verbreitet werden», betonen Juden wie Muslime. Man sehe sich heute einer neuen Qualität von Gewalt gegenüber – dies sei der traurige Anlass für diese wichtige gemeinsame Publikation. Die Erklärung verstehen Muslime wie Juden als «ersten Schritt, dem weitere folgen werden und müssen». Es müsse weiter Vertrauen aufgebaut werden, so Hisham Maizar.

Christiane Faschon

UND DIE MINDERHEITEN?

Annehmen – aufnehmen – integrieren

Wer immer die folgenden Seiten liest, hat schon eigene Erfahrungen gemacht mit Minderheiten, persönlich, vom Hörensagen, durch die Medien, im Studium. Das gilt für die Schweiz in besonderem: in sprachlicher, religiöser und politischer Hinsicht geraten wir vor solche Probleme (am auffälligsten das Rätoromanische; je nach Kanton ist bzw. war die eine der Grosskirchen überwiegend; kleine Parteien streben nach oben und setzen sich vielleicht durch). Heute stehen wir vor den Folgen grundlegender geopolitischer Umwälzungen in aller Welt, v. a. mit den zwei Weltkriegen im 20. Jahrhundert. Die Bevölkerungen durchmischen sich; während die Juden beinahe nicht mehr auffallen, steht der Islam dauernd in der Debatte, und der Streit geht darüber, ob Religion überhaupt mehr und mehr verschwinde, jedenfalls zur Bedeutungslosigkeit absinke. Keinesfalls, besagen neuere Studien. Und so taucht die Frage auf, ob die Religion(en) einen Beitrag leisten können zur Integration sich ständig neu präsentierender Minderheiten – oder eher schädlich sind dafür. Dieser Frage stellt sich ein Buch,¹ herausgewachsen aus einer Vortragsreihe der Universität Luzern, betreut von fünf Professoren (ein Fundamentaltheologe, ein Religionswissenschaftler, ein Professor für Politik und Religion, ein Dogmatiker und ein Kirchengeschichtler) und geschrieben von elf erst-rangigen Autoren aus dem In- und Ausland, die – wie die jedem Beitrag nachgereichte Bibliografie zeigt – nicht nur alle Ergebnisse der zuständigen Wissenschaften verarbeitet haben, sondern selber in eigener Forschung und Lehre dazu beitragen.

Eigene Erfahrungen

Darf ich hier ein paar autobiografische Hinweise geben, einfach weil sie direkt mit dem Thema zu tun haben, dem sich das genannte Buch widmet? Ich bin in der Stadt St. Gallen aufgewachsen, wo sich Katholiken und Reformierten vor 70, 80 Jahren eher vorsichtig begegneten, immerhin aber «freundeidgenössisch» (auf dem Land auch etwa feindselig). Ich folgte drei Semester lang dem Hebräisch-Unterricht an der Kantonsschule und besuchte mit einem Klassenkameraden am Laubhüttenfest den Synagogen-Gottesdienst, nach vorgängiger umfangreicher Information durch den Rabbiner; so blieb ich fortan von jedem Anhauch von Antisemitismus verschont. In meinem späteren Beruf als Gymnasiallehrer hatte ich eine sehr diskrete muslimische Kollegin, mit der man aber nie religiöse Fragen besprach. Im Militärdienst hatte ich einen kulturell feinsinnigen Kameraden, mit dem ich

nach Anordnung des Quartiermeisters auch bisweilen das Zimmer teilte; erst später erfuhr ich durch das abfällige Reden eines anderen Offiziers, dass er homosexuell war. In einer Lektüre mit meinen Schülern konnte ich das heikle Thema der doppelten Ausgrenzung – durch das Judentum und die Homosexualität – an der Erzählung «Die Brille mit Goldrand» von Giorgio Bassani verdeutlichen. Später wirkte ich im Institut für Ökumenische Studien an der Universität Freiburg und hatte Gelegenheit, viele Freunde aus den verschiedensten christlichen Kirchen kennen zu lernen (Reformierte, Christkatholiken, Orthodoxe, Armenier), und meine Reisen liessen mich Einblick in weitere Kirchen und Religionen gewinnen.

Wir kennen die Streitpunkte, die heute die Integration «Anderer» erschweren, vergessen aber, dass Ähnliches früher auch geschah. 1951 durfte wegen eines Stadtrats-Verbots die Dreikönigskirche in Zürich Enge keinen Turm errichten. Seit 2009 ist es in der ganzen Schweiz verboten, Minarette zu bauen, so wie es in Arabien verboten ist, Kirchtürme zu erstellen. Noch in den 50er-Jahren spottete ein Bataillonsarzt über die Juden in der Armee, indem er sie «Präputiaten» nannte wegen der Vorhaut-Beschneidung, und die Fleischkonserven hiessen «gestampfte Juden». Wegen der Beschneidung können sich noch heute ganze deutsche Bundesländer ereifern. Und unter dem Vorwand der Überbevölkerung werden hochpolitisch Vorurteile geschürt, die eine erschreckende Unkenntnis der Sachlage offenlegen.

Was ist die Sachlage?

Diese «Anderen» können Schweizer oder Zugewanderte sein, die ihre angestammte Religion wechseln oder eine «fremde» mitbringen und sie aufgrund der menschenrechtlich garantierten Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit bekennen, ausüben, für sie werben und sie wechseln oder ablehnen können. Dieses Recht stösst wie jedes Recht auf konkurrierende Rechte. Dürfen muslimische Mädchen Kopftücher tragen, müssen katholische Lehrerinnen ihr Halskreuz abhängen, verletzen Kruzifixe in öffentlichen Gebäuden den religiösem Frieden, muss man Gipfelkreuze umhauen?

Auszugehen ist immer vom grundlegenden Recht und dann zu sehen, wo und wie es begrenzt (nicht abgeschafft) wird. Man weiss, dass die katholische Kirche dieses allgemeine Menschenrecht eigentlich erst seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil offiziell anerkennt; von der absoluten Verdammung («der Irrtum hat keine Rechte») über die Akzeptanz, wenn



Dr. Iso Baumer, geboren 1929 in St. Gallen, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft und war als Gymnasiallehrer in Bern und Lehrbeauftragter für Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg (Schweiz) tätig. Er befasste sich früh mit Theologie und verfasste viele Publikationen zur westlichen und östlichen Kirchengeschichte (religiöse Volkskunde, Ostkirchenkunde).

¹ Edmund Arens / Martin Baumann / Antonius Liedhegener / Wolfgang W. Müller / Markus Ries (Hrsg.): Integration durch Religion? Geschichtliche Befunde, gesellschaftliche Analysen, rechtliche Perspektiven (= Religion – Wirtschaft – Politik, Bd. 10). (Pano und Nomos) Zürich / Baden-Baden 2013, 261 S.

MINDERHEITEN

sie für die eigene Religion gefordert werden konnte, bis zur uneingeschränkten Annahme war ein weiter Weg. Es gibt immer noch Leute, die behaupten, die Kirche habe in dieser Hinsicht «eigentlich» keine Kehrtwendung gemacht, es gehe nur um eine nuancierte Stellungnahme zu staatlichen Gesetzen. Es ist aber klar, dass ein Bruch in der Lehre entstand, der Schritt vom Recht von Wahrheiten zum Recht von Personen. «Wahrheiten» können immer bestritten werden, «Menschenwürde», wenn es mit rechten Dingen zugeht, jedoch nicht. Dass sie nicht überall und immer geachtet wird, ist leider nur allzu bekannt.

Was man lernen kann

Die Kirche (als Lehr- und Hirtenamt) ist weitgehend eine normative Institution: Sie lehrt, was zu glauben ist, und mahnt das an, was zu tun ist. Es wäre aber immer wieder gut, darauf zu achten, was einfach der Fall ist, also statt normativ schlicht feststellend und erklärend zu wirken. Im Hinblick auf die nächste Bischofssynode hat der Vatikan das erste Mal diese Methode durch Befragung der Gläubigen ausprobiert. Um etwas zu verstehen, empfiehlt es sich, zu sehen, wie es geworden ist. Seit Beginn der Neuzeit sind weltweit grosse Reiche am Zerfallen, die katholischen Stammländer in der Schweiz lösen sich auf, und die Diaspora wird eine neue Realität. Die einst kompakte Gesellschaft zerfällt in viele soziale Gruppen, die immer am Werden sind, stets in sich differenziert. Ein Individuum gehört meist mehreren Gruppen an (konfessionell, beruflich, bildungsmässig, finanziell, militärisch usw.).

Ein neuer Begriff taucht auf: das Sozialkapital – etwas, wovon die Gesamtgesellschaft «zehren» kann, geüfnet durch die Mitgliedschaft und Aktivität in Freiwilligengruppen, wo man soziales, zwischenpersönliches Vertrauen erfährt. Regelmässig auftretende Kirchenchöre lösen sich auf, aber Ad-hoc-Chöre bilden sich in munterer Vielfalt für

bestimmte zeitlich begrenzte Projekte. Ein Mitglied solcher Gruppen ist nicht mehr unbedingt stramm eingebunden in die Struktur der Kirche. Ich erinnere mich an die Missbilligung eines Bischofs, der bei einem ostkirchlichen Chor Mitglieder feststellte, die nicht «aktiv» katholisch waren; Übertritt vom Katholizismus zur Orthodoxie nannte er im privaten Gespräch «Apostasie» (Glaubensabfall!). Ich erinnere mich an die oft erhobene Forderung, Glauben und (womöglich orthodoxe) Kirchenmitgliedschaft seien Voraussetzung für die Teilnahme an Ikonenkursen; der Leiter der Ikonenkurse, an denen ich teilnahm, meinte dagegen, Glauben und Zuwendung zur Kirche könnten ja gerade durch die Teilnahme an den Kursen entstehen und wachsen!

Wesentlich ist, dass sich Staat und Religion auf rechtlicher Grundlage zusammenfinden. Es gibt hier drei Varianten: die vollständige Trennung (ungefähr wie in Frankreich), die Unterordnung (Staat unter die Kirche oder Kirche unter den Staat), die Kooperation (v.a. in Demokratien). Das Problem ist, dass die Grundrechte, die Gesetzgebung und die Mentalität der Bevölkerung oft auseinanderdriften. Hier bricht die ganze Problematik des Islam (aber auch des Judentums) auf. Es fällt vielen schwer, «die Juden» und den israelischen Staat auseinanderzuhalten (selbst für Juden in Israel!), oder die islamistischen Fundamentalisten von den gemässigten und «normalen» Islam-Gläubigen zu unterscheiden, und doch ist das grundlegend. Jeder gute Wille, integrationswillig miteinander in Dialog zu treten, ist von Konflikten bedroht, und da kommt es darauf an, Regeln zu haben, die mithelfen, die Konflikte zu mässigen und zu beseitigen. Damit Minderheiten angenommen, aufgenommen und integriert werden können, müssen sich beide Seiten anstrengen. Eine unaufhörliche Information auf solider Kenntnisgrundlage ist dringend vonnöten. Dazu kann ein Buch wie das vorliegende bestens verhelfen.

Iso Baumer

AMTLICHER TEIL

BISTÜMER DER DEUTSCHSPRACHIGEN SCHWEIZ

Communiqué der 169. Sitzung der DOK vom 16. September 2014

Am 16. September fand in der Pfarrei St. Josef in Zürich die 169. Vollversammlung der DOK statt.

Nach einem langen Erarbeitungs- und Redaktionsprozess liegt die Approbation der Bischöfe der deutschsprachigen Schweiz des neuen liturgischen Feierbuchs «Die Wort-Gottes-Feier am Sonntag» vor. Das Feierbuch wird mit der Publikation der Approbation im amtlichen Teil der «Schweizerischen Kirchenzeitung» auf Anfang 2015 in Kraft treten. Die DOK-Mitglieder danken Frau Dr. Gunda Brüske, Mitarbeiterin am Liturgischen Institut der deutschsprachigen

Schweiz, und den Mitgliedern der Arbeitsgruppe für ihre ausdauernde und präzise Arbeit.

Die DOK hat Dr. Urban Fink, Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» (SKZ), und alt Abt Dr. Berchtold Müller aus Engelberg, Mitglied der dreiköpfigen Redaktionskommission, zu einer Aussprache eingeladen über Ausrichtung, Arbeitsweise und Auftrag der Kirchenzeitung. Im Gespräch konnten alle Anwesenden ihren Erwartungen und Wünschen Ausdruck geben und ihre Standpunkte darlegen. Zur Sprache kam auch das veränderte Umfeld, in dem kirchliche Medien heute bestehen müssen. Weiter wurde nach zukunfts-fähigen

Möglichkeiten bezüglich eines Mediums für die Kirche Schweiz gefragt, das sowohl als kirchliches Amtsblatt wie auch als theologische Fachzeitschrift dienen kann.

In zweiter Lesung anerkannten die DOK-Mitglieder mit einigen Präzisierungen Standards zur Besetzung von Seelsorgestellen an Spitälern, Kliniken sowie Alters- und Pflegeheimen, die von der Vereinigung katholischer Spital- und Krankenseelsorgerinnen und -seelsorger der deutschsprachigen Schweiz ausgearbeitet wurden.

Ernennungen

Abt *Urban Federer*, Ressort Bildung der SBK, zum des. Präsidenten des Bildungsrates und somit zum DOK-Vertreter in der Fachgruppe 3 der Mitfinanzierung;
Urs Bisang, Bundespräses Jubla, zum Vertreter der Jugendverbände in der Jugendkollekte.

Zürich, 18. September 2014

Generalvikar *Martin Kopp*, Präsident DOK

BISTUM BASEL

Im Herrn verschieden

P. Giuseppe Cervini, CS, Missionar, Solothurn

Der am 12. September 2014 Verstorbene wurde am 29. November 1944 in Ferriere (Piacenza, Italien) geboren und empfing am 18. März 1972 in Piacenza die Priesterweihe als Mitglied der Kongregation der Scalabriner Missionare. Seit dem 16. Mai 1997 wirkte er als Missionar der Italienischsprachigen Mission Solothurn. Der Beerdigungsgottesdienst fand am 15. September 2014 in Costamezzana/Noceto (Italien) statt.

BISTUM CHUR

Erinnerung

In Bezug auf die Beiträge von Frau Prof. Dr. Eva-Maria Faber («Der Barmherzigkeit Raum geben», in SKZ 182 [2014], Nr. 36, 516–518.523–524) und des Regionalen Generalvikars für Zürich/Glarus, Dr. Josef Annen («Gastfreundschaft in konfessionsverbindenden Ehen», in: Ebd., 524f.) erinnert Bischof Vitus Huonder an sein Wort zum Beginn des Konzilsjubiläums 2012–2015 vom 11. November 2012, 16–20:

«Aufgrund ihrer Heiligkeit bedarf die Eucharistie des besonderen Schutzes durch die

Kirche und ihre Diener, und die Gläubigen müssen zur Ehrfurcht und zur Anbetung geführt werden. In diesem Sinn möchte ich in der Verantwortung, welche vor allem dem Bischof übertragen ist, einige Hinweise geben zur Haltung der Gläubigen der heiligen Eucharistie gegenüber (...).

Ihre Verantwortung für den rechten Umgang mit dem allerheiligsten Sakrament des Altares nehmen die Priester wahr, indem sie die heilige Messe mit tiefer Andacht und Hingabe feiern, das Allerheiligste mit Sorgfalt und Liebe behandeln, aber auch indem sie die Gläubigen auf den würdigen Empfang des Sakraments richtig vorbereiten (...).

Ihrer Pflicht, der heiligen Eucharistie den notwendigen Schutz zu gewähren, kommen die Diener der Eucharistie insbesondere nach, wenn sie die Gläubigen bzw. die Gottesdienstbesucher auf die Voraussetzungen aufmerksam machen, welche für den Empfang des allerheiligsten Sakraments notwendig sind. Das geschieht beim persönlichen Gespräch, bei der Katechese, in der Predigt, wenn notwendig aber auch unmittelbar vor der Spendung des Sakraments, also vor der Spendung der heiligen Kommunion (...).

Die vier grundlegenden Voraussetzungen für den Empfang des Herrn im allerheiligsten Sakrament sind die heilige Taufe, das Bekenntnis des katholischen Glaubens, der Stand der Gnade und die einstündige Nüchternheit vor der heiligen Kommunion (...).

Die Taufe ist die Grundlage für den Empfang eines jeden Sakraments. Deshalb müssen sich die Seelsorger vor der Zulassung zur Erstbeichte und zur ersten heiligen Kommunion vergewissern, ob die betreffende Person getauft ist.

Zum katholischen Glauben gehört das Bekenntnis zum Opfercharakter der heiligen Messe und zur wahren, wirklichen und wesenhaften Gegenwart Christi im Sakrament des Altares. Das Brot wird kraft der Wandlungsworte des Priesters zum wirklichen Leib des Herrn, der Wein wird ebenso kraft der Wandlungsworte des Priesters zum wirklichen kostbaren Blut Christi. Dieser Glaube ist – neben dem Getauftsein – eine der wesentlichen Voraussetzungen für den Empfang der heiligen Kommunion. Mit dem Auge nehmen wir bei der heiligen Kommunion nur die eucharistischen Gestalten von Brot und Wein wahr. Doch in Wirklichkeit ist im Sakrament der Eucharistie unter den Gestalten von Brot und Wein der ganze Christus, mit Leib und Blut, mit Seele und Gottheit, enthalten und gegenwärtig.

Mit diesem Bekenntnis verbunden ist der Glaube an das Sakrament der Weihe, das seinerseits Teil des Lebens der Kirche mit seiner hierarchischen Struktur ist. Der Empfang der heiligen Kommunion setzt daher die Einheit und Verbundenheit (Communio) mit der ganzen Kirche, mit dem Bischof und mit dem Papst voraus. Wo diese Voraussetzung nicht gegeben ist, erweist sich eine Konversion zum katholischen Glauben als notwendig (...).

Der Stand der Gnade betrifft den Zustand des inneren, geistlichen Menschen. In der Taufe empfängt der Mensch die heiligmachende Gnade, das göttliche Leben. Der Mensch wird geheiligt und damit zum Leben in Gottes Gemeinschaft und Gegenwart befähigt. Die heiligmachende Gnade gibt dem Menschen mit anderen Worten jene Heiligkeit zurück, welche er durch die Erbsünde verloren hat. Doch durch eine schwere Sünde verliert der Mensch diesen Zustand der Heiligkeit, er verliert die heiligmachende Gnade. Dieser Verlust ist ein Hindernis für den Empfang der heiligen Kommunion. Wer so zur Kommunion geht, wird eines Sakrilegs schuldig (eines Vergehens gegen das Heilige). Durch die heilige Beichte kann der Mensch die heiligmachende Gnade erneuern, und seine Seele wird zu jenem Heiligtum, das den Herrn im Sakrament aufnehmen kann.»

Missio canonica

Nach Ablauf der bisherigen Beauftragung erneuerte Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder die bischöfliche Beauftragung (missio canonica) für *Barbara Ulsamer-Gabathuler* als Pastoralassistentin des Pfarradministrators der Pfarrei Hl. Stephanus in Männedorf.

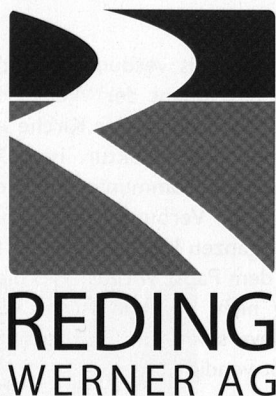
Chur, 18. September 2014

Bischöfliche Kanzlei

Franziskus' Morgenpredigten

Papst Franziskus: Predigten aus den Morgenmessen in Santa Marta. (Herder Verlag) Freiburg-Basel-Wien 2014, 239 S.

Stephan von Kempis leitet die Predigtmitschriften ein und ediert die im «Osservatore Romano» (dt.) erschienenen Auszüge (22.3.2013–26.9.2013). In scheinbar einfachen Worten gibt Franziskus Tiefsinniges mit auf den Weg, was Mut, Ruhe, Kraft und Impuls vermitteln soll. Allein schon die Predigtüberschriften ergeben ein Programm: «Gegen ein Herz aus Stein», «Wo Verleumdung ist, ist auch der Teufel», «Grossherzig sein in Demut», «Den Heiligen Geist zum Freund» ... (ufw)



restaurieren & lackieren

«Die kleinste Arbeit schaffe, als sei sie dein Meisterstück, rasch und gut.»

Wolfgang von Goethe

Wir empfehlen uns für die fachmännische Restaurierung & Pflege aller Holzwerke.

8840 Einsiedeln • Tel. 055 412 11 30 • reding-ag.ch

Autoren dieser Nummer

Dr. Iso Baumer, rue Georges-Jordil 6
1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch
Christiane Faschon, 8572 Berg
christiane_faschon@yahoo.de
Prof. Dr. Salvatore Loiero
Université Miséricorde
Av. de Rome 20, 1700 Freiburg
salvatore.loiero@unifr.ch
David Wakefield
RPL, Universität Luzern
Frohburgstrasse 3, 6002 Luzern
david.wakefield@unilu.ch
Dr. Victor J. Willi
Disentiserhof, 7180 Disentis
info@disentiserhof.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie
und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion

Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Herausgeberin

Deutscheschweizerische
Ordinarienkonferenz (DOK)

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserte@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Sonderangebot bis Ende 2014:

Fr. 35.– ab Bestelleingang;
Fr. 20.– dito für Studierende.
Redaktionsschluss und Schluss der
Inseratenannahme:
Freitag der Vorwoche, 11.00 Uhr.
Das vollständige Impressum erschien in der
SKZ-Ausgabe Nr. 38/2014, S. 560.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage

Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch



Die Fachstelle für Religionspädagogik der Katholischen Kirche im Kanton Zürich sucht ab sofort oder nach Vereinbarung eine/n

Religionspädagogen/in für Intergenerationelle Katechese (= Katechese im Miteinander der Generationen) und ForModula (80%)

Ihr Aufgabenbereich umfasst

- Konzeptentwicklung Intergenerationelle Katechese
- Entwicklung und Durchführung modularer Ausbildungsangebote im Bereich Intergenerationelle Katechese
- Vernetzung mit ForModula u. a. Bildungsträgern
- Entwicklung und Durchführung modularer Ausbildungsangebote im Bereich ForModula
- Beratung und Begleitung der katechetisch Tätigen

Wir erwarten von Ihnen

- Abgeschlossene Ausbildung im religionspädagogischen oder/und theologischen Bereich
- Mehrjährige praktische Erfahrungen im Bereich Katechese Primar- und Sekundarstufe
- Praktische Erfahrungen im Bereich Erwachsenenbildung
- Kirchliche Beheimatung und Vernetzung
- Gute PC-Kenntnisse (MS Office)
- Kommunikative und integrative Persönlichkeit

Wir bieten Ihnen

- Abwechslungsreiche und verantwortungsvolle Tätigkeit
- Zusammenarbeit mit einem motivierten Team
- Arbeitsplatz in zentraler Lage (bei Zürich HB)
- Zeitgemässe Anstellungsbedingungen der Römisch-Katholischen Körperschaft des Kantons Zürich

Sie haben Interesse?

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne die Leitung der Fachstelle für Religionspädagogik, Uta-Maria Königer (044 266 12 84). Informationen über unsere Fachstelle finden Sie auf: www.religionspaedagogikZH.ch. Ihre vollständige Bewerbung richten Sie bitte bis 10. Oktober 2014 an die Katholische Kirche im Kanton Zürich, persönlich, Dr. Andreas Hubli, Bereichsleiter Personal, Hirschengraben 66, 8001 Zürich bzw. per E-Mail andreas.hubli@zh.kath.ch

Opferlichte EREMITA



Gut, schön, preiswert.

Coupon für Gratismuster

Name

Adresse

PLZ/Ort

Einsenden an:
Lienert-Kerzen AG
8840 Einsiedeln

LIENERT KERZEN